Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 157. Bromberg, den 6. August 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Morgen wußte seine Base Anna nicht, wie ihr geschah, als sie Nathan Marius, der ungehört heimgekommen war, wie einen Bären schnarchend unter der Decke sah. Er hatte mit solcher Bestimmtheit gesagt, daß sie unter keinen Umständen auf ihn rechnen dürfte, daß sie nun nichts, aber auch gar nichts zum Frühstück im Hause hatte und einem Fräulein, das den Kommissar dringend zu sprechen wünschte und sich nicht abweisen ließ, zweimal die Tür vor der Nase zugeschlagen hatte. Dann aber hatte sie im Briefkasten neben der Morgenzeitung einen Zettel gefunden, auf dem zu lesen stand: „Anna, ich bin zurück; krieg keinen Schreck. Laß mich schlafen." Und dann hatte sie ihn auch wirklich in seinem Zimmer entdeckt.

Nun klingelte die unausstehliche Person, die sich nicht abweisen lassen wollte, zum dritten Male. Und als die Kousine nicht aufmachen wollte, läutete sie beharrlich und hartnäckig weiter . . . und zwar mit dem Erfolg, daß Dupore aufwachte, und daß sie nach einem heftigen Wortwechsel mit der biederen Anna, die ihr mit der Polizei drohte, in ein kleines Zimmer geführt wurde, wo sie warten sollte, bis der Kommissar mit seiner Toilette fertig wäre.

Dupore ließ sein frugales Frühstück im Stich, um die Besucherin rasch zu empfangen. Und weil er sich mit ihr einschloß und die Kousine der Sache nicht recht traute — es war ein frisches, hübsches, keckes Ding, und Nathan Marius lachte ungewöhnlich laut, und die Unterhaltung dauerte reichlich lange —, so machte sich die gute Anna zum ersten Male in ihrem Leben eines Vertrauensbruches schuldig und horchte aus einem Wandschrank im angrenzenden Zimmer, wo man so ungefähr jedes Wort verstehen konnte.

Hätte der Vetter sie hier erwischt, dann wäre es ein für allemal aus gewesen. Seine Berufsgeheimnisse gingen ihm über alles. Und nun hörte sie Dinge, die sie nicht begriff . . . .

„Nein, Sie können alles von mir verlangen; aber das nicht, das nie mehr . . . er ist ein Scheusal . . ."

„Und weiter . . . .?"

„Ich glaube, ich habe sieben Schillerlocken gegessen . . . nein, acht . . . ich konnte nicht mehr . . . Versuchen Sie's mal: noch eine Schillerlocke und noch eine Schillerlocke . . ."

„Hahaha!" Der Vetter, der sonst frühmorgens nie so ausgelassen war, lachte aus vollem Halse: „Mußten es denn ausgerechnet Schillerlocken sein . . .?"

„Er wollte mir Likör aufdrängen — ich hatte mal gesagt, Schillerlocken äße ich für mein Leben gern, und nun futterte er mit mir um die Wette; aber das Scheusal hat einen Magen ohne Boden . . . Und dann habe ich ihm was spendiert, weil er keinen Pfennig mehr bei sich hatte."

„Was denn?"

„Das finden Sie auf dem Auslagenzettel . . . Der Kellner in der Bar wollte mir erst keine Quittung geben; das wäre dort nicht üblich. Aber ich wollte doch einen Beleg . . ."

„Ausgezeichnet, Connie. Sie machen Fortschritte. Lassen Sie mal sehen . . . . Alle Wetter! Hat er das alles allein bewältigt? Das kann doch nicht möglich sein . . ."

„Ich bekam Wasser in meine Gläser, und obendrein von dem Baar-Keeper Prozente . . . Sie wissen doch, wie das so üblich ist. Auf diese Weise habe ich's natürlich mit meinen Wasserschnäpsen länger ausgehalten als er mit seinem Triple-Sec und was er sonst noch bestellte . . . Dreimal ist er in der Telphonzelle verschwunden, und ich habe versucht zu horchen; aber das wollte nicht gehen . . . Gegen halb sieben Uhr hatte ich ihn beinahe so weit. Da erzählte er mir das, was ich Ihnen vorhin gesagt habe. Ich stellte mich so, als begriffe ich nichts davon, und ließ es mir nochmal sagen und ließ mir auch eine Zeichnung dazu vormachen; aber die hat er wieder zerrissen. Aber die Papierschnitzel habe ich in meiner Tasche aufbewahrt . . . Ich habe sie auf der Rückseite numeriert, um es Ihnen leicht zu machen . . . Hier lag das angebliche Fräulein und da der Herr . . . Sein Freund hat an die Zimmertür geklopft. Und als die beiden aufstanden und an der Tür horchten und das Licht löschten, ist er durch das Fenster hineingeschlüpft und hat den Walther Nr. 67 999 an sich genommen, noch bevor sie ahnten, was da im Dunkeln vor sich ging . . . Darauf müssen sie dann ganz gute Freunde geworden sein . . . Der eine sei herumgehopst wie ein Frosch, sagte er, und der andere sei ein verrückter Hering . . ."

„Sagen Sie mir das noch einmal, Connie."

„Wie ein verrückter Hering . . ."

„Und weiter . . .?"

„Weiter dankte ich dem Himmel, daß ich ihn so etwa um ½8 Uhr los wurde . . . Das ist nichts für ein junges Mädchen . . . Ich begreise ja sehr gut, daß dieses Scheusal einem Manne das alles nicht erzählt haben würde, was er mir sozusagen anvertraute; aber ich hatte auch alle Hände voll zu tun und mußte ihm jeden Augenblick einen Klaps geben, wenn er zudringlich werden wollte. Einmal und nicht wieder, sage ich Ihnen . . . Ich habe es auch nur Ihnen zuliebe getan, bitte vergessen Sie das nicht."

„Connie, Sie sind ein Juwel", sagte Nathan Marius Dupore mit einem so zärtlichen Klang in seiner Stimme, wie Anna ihn noch nie gehört hatte — sie atmete schwer — „und dann . . .?"

„Und dann, und dann!" sagte sie und war plötzlich wieder die resolute kleine Person, die sich zwar auf männliche Abenteuer einläßt, dabei aber doch Frau bleibt . . . „dann wurde es mir plötzlich schwindlig vor lauter Hunger, und ich habe ihm gesagt, ich würde zu Hause die größten Unannehmlichkeiten haben, weil es schon so spät wäre. Und dann bin ich auf die Elektrische gesprungen — und bei der nächsten Haltestelle wieder herunter . . . Aber das war nicht einmal nötig, weil Douwes ihm schon von der Bar aufgelauert hatte und ihm wie ein Hündchen folgte . . . Er hat bei Poort soupiert, ich gegenüber . . . Ich war eine Viertelstunde vor ihm fertig. Dann ist er zu Kras hineingelaufen, ohne etwas zu bestellen, hat versucht, am Automaten zu telephonieren und wie ein Wilder gebrüllt, weil er keinen Anschluß bekommen konnte. Ich habe mich dann rasch neben die Zelle gestellt, ohne daß er mich sehen konnte, und Douwes hat auf mein Zeichen gewartet. Und dreiviertel zehn hat er mit ihr gesprochen. Er sagte ganz dreist: „Um welche Zeit können Sie mich empfangen?" Sie schien nicht zu wollen . . . Darauf rief er: „Dann komme ich also heute um Mitternacht . . . denn es muß sein, oder vielleicht um halb eins."

„Das klappt ja famos. Sie hat ihn nicht empfangen wollen. Sie hat sich ein Auto bestellt und ist nach Aerdenhout gefahren. Das Allervernünftigste, was sie vor solchem Erpressungsversuch tun konnte."

„Um so besser ... Ich dachte schon, ich hätte ihn zu voreilig verhaften lassen. Als er die Telephonzelle verließ und mich gewahrte, sah er anfangs sehr mißtrauisch aus. Ich sagte ihm, ich möchte gern noch in ein Kino gehen; für das ganze Programm wäre es freilich ein wenig spät .. ‚Schön, sagte er, ich habe bis ein Uhr sowieso nichts Besseres zu tun' ... Auf dem Neuen Deich am Eingang zum Kino ließ ich mein Taschentuch fallen, und darauf schoß Douwes auf ihn zu, gab sich gar nicht erst die Mühe, auch nur zwei Worte zu sagen, wies bloß seine Marke vor ... und so sehr ich auch sonst auf die Kinos versessen bin, diesmal war ich doch geradezu selig, daß ich mit dem Scheusal nicht hineinzugehen brauchte ..."

„Um Ihren Film sollen Sie nicht kommen, Connie ... Ich lade Sie zum nächsten Sonnabend ein, wenn Sie frei sind ..."

„Oh, mit Ihnen gern! ... Sind Sie mit mir zufrieden?"

„Aber wie ..."

„Ist sonst noch etwas nötig?"

„Gehen Sie heute nachmittag noch mal nach Aerdenhout und sehen Sie sich dort ein wenig um, ebenso ruhig, ebenso vernünftig ... Für meinen Freund Jaapje brauchen Sie nichts zu fürchten, den lassen wir vorläufig auf Nummer Sicher ..."

„Aber wenn er später freigelassen wird, wie rette ich mich dann vor ihm?"

„Wenn es soweit ist, reden wir noch einmal darüber ..."

Es wurde still.

Die Base Anna hörte, wie Geld gezählt wurde, und verschwand in den Korridor, um sich die Person, mit der Nathan Marius am nächsten Sonnabend ins Kino gehen wollte, noch einmal genauer anzusehen.

Und als dann Nathan sich wieder an den Frühstückstisch setzte, dachte sie gar nicht daran, ihn zu bedienen. Das sollte er heute nur ruhig allein tun!

Die Eier waren hart und grünlich; während der ganzen Zeit, die sie gehorcht hatte, waren sie im kochenden Wasser geblieben!

Er aber war so in die Durcharbeitung der Notizen vertieft, daß er die steinharten Eier aß, ohne auch nur das geringste zu merken.

Kurz vor mittag sauste Duporc dann in das chemische Laboratorium, wo er verschiedene seiner Schätze hatte untersuchen lassen.

Von der vortrefflichen Kartothek des Polizeipräsidiums, wo jeder Arrestant unverzüglich „Klavier spielen" mußte, um seine Fingerabdrücke, falls sie noch nicht bekannt waren, für die Sammlung zur Verfügung zu stellen, hatte er sogleich Gebrauch gemacht, weil er bestimmte Vermutungen hinsichtlich seiner alten Bekannten Jean Tullipe und Jaapje Eekhorn hatte, deren daktyloskopisches Signalement mit mancherlei Randbemerkungen schon seit Jahren immer wieder von Zeit zu Zeit nachgesehen wurde. — Für die übrige Untersuchung aber war er auf den vorzüglichen Chemiker angewiesen, der ihn mit vergnügtem Lächeln und mit hochroten Ohren empfing, die wie kleine Glühlämpchen schimmerten.

Die Sonne schien ins Laboratorium. Und weil der Chemiker die löbliche Angewohnheit hatte, seine Besucher immer in die Sonne zu setzen, um sie besser beobachten zu können, während er selbst auf seinem Schreibtischstuhl im Schatten blieb, glühten seine Ohren merkwürdig transparent an seinem dunkelhaarigen Kopf.

„Sie sind ein Mordskerl, Duporc", sagte er mit der fröhlichen Ausgelassenheit eines Fachmannes, der das Talent eines anderen bewundert, von dem er keine Konkurrenz zu fürchten hat.

Duporc antwortete nicht gleich. Ihn interessierte das Wunder dieses kaum wahrnehmbaren Antlitzes mit einem Paar Ohren, die aussahen, als ob die Abendsonne blutrot in ihnen unterginge ...

Man lernte doch in jeder Stunde etwas Neues kennen! Wollte man einen Menschen bei einem Verhör so recht unter die Lupe nehmen, so mußte man sich also einen möglichst hellen, sonnigen Tag dazu aussuchen oder vielleicht gar selber vor einem Scheinwerfer Platz nehmen; das gewann Duporc aus diesem Augenblick als eine Bereicherung seiner praktischen Methoden für künftige Fälle! —

„Teuerster", sagte er endlich und gab den Kampf gegen diese Lichtflut auf, „ich bete die Sonne an, mehr vielleicht, als irgendein anderes Geschöpf auf Erden es tut; aber dennoch bitte ich Sie, lassen Sie die Vorhänge herunter oder setzen Sie sich auf meinen Platz. Ich möchte doch auch gern von Ihnen etwas sehen ..."

„Das ist durchaus überflüssig", meinte der vereidigte Gerichtschemiker und blieb auffällig heiter. „Diese leere Whiskyflasche, die Sie mir so patent an einem kleinen Bindfaden baumelnd mitgebracht haben, wird voraussichtlich ein Kuriosum auf unserem Gebiet bleiben ... Sie behaupten, daß an dem Überfall im D-Zuge vier Mörder und Spitzbuben beteiligt waren ...?"

„Lassen Sie doch Ihren Fenstervorhang herunter ..."

„Später, später; die Sache ist viel zu interessant ... ist vom daktyloskopischen Standpunkte aus grandios, blendend, geradezu ein Unikum ...! Alle vier Daumen sind darauf ..."

„Wahrhaftig? Glauben Sie ... daß alle vier?"

„Alle vier!"

„Grundgütiger, was für ein fabelhaftes Glück ... Das ist doch noch nie vorgekommen! Einfach unglaublich!"

„Sagte ich's nicht gleich? Mit den beiden, die auf den Kartothekblättern im Präsidium liegen, hätte sich's natürlich ganz rasch kontrollieren lassen. Aber ich wollte die Flasche intakt lassen und nichts verschmieren ... sie war ohnedies schon fettiger, als mir lieb war. Mit den stärksten Bogenlampen haben wir uns ans Photographieren gemacht. Anfangs schien es nichts Rechtes werden zu wollen, bis wir endlich eine glänzende Stelle gewahr wurden. Bitte ... Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß dies hier der Daumenabdruck des vortrefflichen Jan Tulp ist; dieser, dicht daneben, stammt von dem berühmten Jaapje Eekhorn — dieser, Nummer drei, stimmt ganz unzweifelhaft mit dem Befund auf der Zahnpulverdose aus Zelluloid überein, deren Ersatzdeckel aus Pappe Sie mir eingesandt haben; aber das Ding habe ich weggeworfen, weil wohl das Zelluloid, wenn man es mit Ruß bestäubt, ein Resultat zeitigt, nicht aber die Pappe ... Was sagen Sie zu der seltsamen Aufnahme? Etwas so Vollendetes werden wir nie wieder zu sehen bekommen ... Es ist kein Augenblick daran zu zweifeln, daß die beiden bekannten Hoteldiebe zusammen mit dem Besitzer der Zahnpulverdose aus Zelluloid Whisky getrunken haben ... Ist der auch schon rückfällig oder noch ein Neuling?"

„Gott verdamm' mich!" platzte Duporc los, „machen Sie sich nicht länger über mich lustig; Sie wissen doch sehr wohl, daß es mir um Nummer vier zu tun ist. Für Nummer eins, zwei und drei brauche ich keinerlei Hilfe, da stimmt alles bis ins kleinste ... aber Nummer v i e r, v i e r ...?"

Der Chemiker steckte sich eine Zigarette an und wurde noch unerkennbarer. Die rotflammenden Ohren leuchteten gespenstisch in dem kräuselnd emporsteigenden Rauch — die Stimme schien in einem geheimnisvollen Flüstern zu ersterben.

Und um sie wieder kräftiger zu machen, pfiff er erst mal — so falsch, daß es klang, als wenn ein Kind mit einem feuchten Korken über ein Glas reibt.

„Wenn Sie mir sagen, w e r Nummer vier ist, werde ich Ihnen die Details des vierten Daumenabdrucks mit allen Finessen aufzeigen ... Aber Zug um Zug, alter Duporc ... welcher Schubbiack besserer Herkunft könnte das sein?"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie vertraulich informieren werde, sobald Sie Ihre Neuigkeit von sich gegeben haben ... Warum soll es denn gerade einer von besserer Herkunft sein?"

„Das will ich Ihnen erklären, obwohl Sie's natürlich schon wissen: weil die ganze Geschichte sonst nicht so fabelhaft geklappt hätte. Der Daumenabdruck auf der Scherbe einer Flasche aus einem Reisenecessaire wiederholt sich auf der Whiskyflasche — darf ich bitten? — Der auf der Scherbe ist ein wenig schärfer, weil er durch sogenanntes Blut gefärbt ist — und dieser nämliche Daumenabdruck ist ganz prächtig auch auf der Arzneiflasche zu sehen, die mir schon so viel Mühe gemacht hat, weil sie ziemlich schmutzig war und ein Abdruck auf dem Etikett für mich vollständig wertlos ist ... Bitte schön: da haben Sie die drei Photos von der Whiskiflasche, der Scherbe aus dem Necessaire, der Medizinflasche — überall der gleiche Daumenabdruck. Und hier ..."

Aber Duporc ließ ihn nicht ausreden — es war zu herrlich! Auf dem vierten Blatt des satinierten Papiers hatte er bereits die vergrößerte Rasierklinge gesehen, die er unter der Tischdecke des Hotelzimmers entdeckt hatte, das blutbefleckte dünne Stahlplättchen, das jetzt auf der photographischen Aufnahme wie ein riesengroßes Folioblatt mit kleinen Linien und Erhöhungen erschien; dazwischen waren farbige Strichelchen, mit denen der Chemiker bezeichnet hatte, wo er den gesuchten Daumenabdruck zum vierten Male gefunden hatte.

„Also der vierte Daumenabdruck wiederholt sich auf dem Gilettemesser?"

„Zweifellos ... Ich will als vereidigter Chemiker schwören: wenn die vier Schurken den Bankier ermordet haben, so verrät dieser vierte Abdruck uns den vierten Mörder, vorausgesetzt, daß die Scherbe, die Medizinflasche und das Gilettemesser ein und derselben Person gehörten ... Überdies kommt dieser Abdruck auch auf der Zelluloidhülle

des Eisenbahnabonnements vor, die ich eigens für Sie untersuchen mußte . . . Sind Sie zufrieden?"

„Wenn Sie ein junges Mädchen wären, würde ich Sie umarmen," sagte Duporc ungestüm, und aus seiner Stimme klang es wir der junge Lenz. Der Klang hätte seine Kusine Anna sicherlich noch mehr verwundert und gereizt, wenn sie auch diesmal hätte horchen können!

„Wer ist der Mann von besserer Herkunft?"

„Warum vermuten Sie gerade das letztere?"

„Na nu, Sie alter Spürhund wollen mir doch nicht etwa weismachen, daß ein ganz banaler Straßenräuber, ein Landstreicher, mit derartigen Utensilien wie einem Kristallflakon, einem Fahrkartenetui mit goldener Einfassung usw. herumläuft?"

„Erst geben Sie mir noch Antwort auf ein paar Fragen. War auf dem Gileitemesser wirklich Blut?"

„Es war ohne Zweifel Blut, und zwar Blut von einem Menschen . . ."

„Und das auf dem Taschentuch?"

„Anorganischer Farbstoff . . ."

„Und das, was ich auf eine Seite meines Notizbuches gebracht hatte, Registriernummer 27 — das aus jener Familienpension?"

„Blut von der gleichen Eigenschaft wie das auf dem Bettlaken im Abteil des Schlafwagens . . ."

„Dacht' ich mir's doch . . . Und jetzt noch rasch das Haar, das weiße Haar, das ganz dürr und trocken ist (Registriernummer 32) und das ich im Abteil des Schlafwagens auflas?"

„Frauenhaar . . ."

„Von einer richtigen Frau?"

„Nein, von einer falschen; Vater und Mutter unbekannt . . ."

„Perückenhaar?"

„Möglich . . . aber Knüpfknoten habe ich nicht drin gefunden . . ."

„Und das eine Schnurrbarthaar aus dem Abteil, Registernummer 43 . . .?"

„Stammt aus einem wohlgepflegten Schnurrbart, einem Schnurrbart, der gut und regelmäßig geschnitten wurde... und war mit kosmetischen Mitteln bearbeitet . . ."

„War dieses Schnurrbarthaar gefärbt?"

„Nein . . . das Pigment lief bis in die Haarwurzel hinauf . . ."

„Und das weiße Haarbüschel aus dem Ausguß des Waschtisches im Hotel — Registernummer 39 —, an dem noch ein paar Stückchen Kork klebten?"

„Das haben wir mit äußerster Sorgfalt mikroskopisch untersucht und die Stärke gemessen . . . Barthaar eines Mannes aus guten Kreisen . . . vermutlich — oder besser gesagt: bestimmt — eines Mannes, der sich das Haar färbte . . . es war an sich weiß und farblos. In einigen Exemplaren habe ich an den äußersten Spitzen noch etwas von der Farbe gefunden."

„Kann gefärbtes Haar entfärbt werden?"

„Gewiß, wenn man gute chemische Mittel zur Hand hat . . ."

„Es ist ganz enorm, Teuerster, wie Sie arbeiten; aber am frappantesten sind doch die vier Fliegen mit einer Klappe, die vier verschiedenen Daumenabdrücke auf der einen Whiskyflasche . . ."

„Stört die Sonne Sie nicht mehr, Duporc?"

„Nicht im geringsten . . . heute kann ich schon ein wenig Sonne vertragen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Menschen.

Skizze von Willy Günther-Gispersleben.

Wo im Tal der Ramsau sich der Blick himmelwärts schwingt, zur Sonne empor, die über den scharf gemeißelten Graten des Hochkalter und Watzmann leuchtet, da schmiegt sich, unweit des Hinter-Sees, der Steineggerhof bergeinsam an den steilen Wiesenhang.

Vor zehn Jahren hatte man den Bauern im Schatten des friedevollen Bergkirchleins zum ewigen Schlaf gebettet. Sein Sohn, der Franzl, war inzwischen ein sehniger Bursche geworden, der die Arbeitsbürde des Hofes fröhlich und behend auf seine starken Schultern lud. Ermüdet vom hastenden Rhythmus drängender Arbeit, überließ die Bäuerin gern dem Sohne das Regiment. In ihren Augen flammten Stolz und Freude, wenn sie den Franzl schaffen sah. Last und Mühe und frohes Behagen über getanes Werk, das war die wechselnde Melodie im Leben dieser Menschen. In werkender Stille rundeten sich ihnen die Tage zum Jahre.

Da fiel es freundlich wie wärmender Sonnenschein in die Häuslichkeit des einsamen Berghofes. Die verwaiste Maria Elisabeth von St. Martin fand hier eine neue Heimat. Verwandtschaft band sie nicht an die Steineggerleute. Aber ihre sterbende Mutter hatte niemand gekannt, dem sie mit gleicher, tröstlicher Zuversicht die Tochter hätte ans Herz legen können, als ihre Gevatterin, die Bäuerin vom Steineggerhof. Trotz herzlicher Aufnahme schwang das Weh um die verlorene Mutter lange nach in des Mädchens leidwunder Seele. Vom Fenster ihrer Giebelstube wanderte Tag um Tag ihr heißes Sehnen über das Felsgewänd des Grenzgebirges zum frischen Grabhügel im Saalachtal. Die Bäuerin hatte dafür mütterliches Verstehen und manch' liebes Wort. Und der Franzl brachte ein paarmal ungelenk und schüchtern einen gutgemeinten Trost über die Lippen. Wenn dann die ernsten, dunklen Augen der Zwanzigjährigen mit scheuem Dank auf dem jungen Bauer ruhten, stieg ihm die Röte ins Gesicht. Jäh warf er da die Türe ins Schloß und machte sich auf dem Hofe zu schaffen. Der lindernde Hauch der Zeit, die heilende Macht der Arbeit und die unermüdliche Liebe der Bäuerin gossen allmählich Balsam in das trauernde Gemüt des Mädchens. Die beiden Frauen schlossen sich eng aneinander. Von Tag zu Tag wuchs in ihnen das Verstehen und ein schönes Vertrauen.

Gegen den Jungbauer blieb Maria Elisabeth verschlossen. Aber es kam eine Zeit, da stand sie hin und wieder am Fenster, lauschte seinem Tun, und eine unbekannte Sehnsucht füllte quälend und süß ihr Sinnen. Dem Franzl geschah es des öfteren, daß er seine Hantierung vergaß, wenn er dem erblühten Weibe nachschaute. Heimlicher Glanz sprang dann in seine Augen. Verloren hing sein Blick an den Wolkenbergen, die sich massig und kühn über den Felsschroffen in blaue Unendlichkeit türmten. Er warb um Maria Elisabeth mit tiefer Glut und mit der wortkargen Unbeholfenheit des einsam erwachsenen Bauern. Bald wagte er für sie sein Leben um eines samtnen Edelweißsterns willen, bald zierte er ihren Spind mit dem buntgoldenen Glanz eines Heiligenbildes. Über des Mädchens Lippen kam kein Wort des Dankes. Wenn aber am Sonntage die Blumen des Burschen in anmutiger Schlichtheit an ihrem Mieder leuchteten, redeten sie von dem heimlichen Glück eines reinen jungen Herzens. Man sprach nicht viel auf dem Steineggerhofe. Doch wesenhaft und stark war die geheime, fühlbare Macht der Zusammengehörigkeit. Über die Tage und Abende breitete sich der Segen tiefen Friedens.

Wenn der Franzl allwöchentlich einmal über die jachen Felswände zur Alm stieg, nistete unsägliche Sorge in des Mädchens Herz. Da kam der Johannistag. Der Jungbauer rüstete zum Aufstieg für den nächsten Morgen. Maria Elisabeths innere Bangigkeit wuchs zur quälenden Unrast. Sie stand, als flammende Morgenröte rotgolden das Firmament übergoß, wanderbereit neben dem Steineggersohn. Der war erstaunt und wehrte ihr. Als er jedoch den Ernst gewahrte, der in ihren Augen brannte, kam eine helle Freude über ihn. So stiegen sie bergauf.

Bald lag der breite Bergpfad hinter ihnen. Sinkende Nebel betteten sich ins Tal und woben undurchsichtige Schleier um Weg und Hang, um Hütte und Hof. Auf beschwerlichem, beengtem Steig erkämpften sie Fels um Fels. Alle Erdenschwere fiel von ihnen. Höhenwärts wuchs unendliche Freiheit um sie her. So standen sie im gleißenden, flutenden Licht, losgelöst vom Bann des Alltags. Feierliche Stille wachte in hehrer Bergwelt und senkte tiefe Seligkeit in die lauschende Zweieinsamkeit der beiden Menschen.

Indessen war die sengende Glut der Sonne bleierner Schwüle gewichen. Urplötzlich zog ein schweres Wetter herauf. Jäh ballten sich weiße Wolkenhaufen in das sprühende Berglicht. Das tiefe Blau des Himmels dunkelte schnell und hemmungslos in grauenschwarze Nacht. Blitze zerrissen das finstere Gewölk. Mühsam tasteten sich die beiden Menschen in verlorener Höhe von Stein zu Stein. Schicksalbindend straffte sich zwischen ihnen das Bergseil. Ihre Finger bluteten, zerrissen von klammerndem Griff in scharfkantig felsige Scharte. Todesmutig setzten sie über klaffende Spalten, über gähnende Tiefen. Rettung verheißend winkte die Felsenplatte am Hochferner über der Wimbach-Klamm. War sie erreicht, so wand sich ein gefahrloser Pfad zur Alm hinauf.

Mit klafterndem Schwung hatte Franzl die Platte gewonnen. Er wandte sich um nach Maria Elisabeth. Entsetzen trat in seine Augen: Sie war beim Ansprung gestrauchelt. Haltlos glitt ihr Körper zum abschüssigen Felsrand. Ein geller Schrei aus höchster Todesnot übertönte erschütternd das Rasen der Naturgewalten. Da warf sich todesmutig der Bursche vorwärts. Mit blitzschnellem, klammerndem Griff, mit übermenschlicher Kraft riß er, sich wuchtig ins Gestein stemmend, die Stürzende zurück. In

seinen Armen hielt er in sicherer Geborgenheit die bebende Gestalt. Da erzitterte über ihnen das Gebirge. Donnerartiges Getöse drang herab. Durch entwurzelte Bäume gelöster Steinschlag prasselte wuchtend und donnernd über das schützende Felsdach der Platte in jache Tiefe. Zum zweiten Male reckte der Tod seine Hand aus. Schauer vor dem Übergroßen, unendlich Gewaltigen, das Tod und Leben eng aneinander kettet, durchzitterte die beiden Menschen in einsamer Berghöhe.

Maria Elisabeth hatte die Augen geschlossen. Angstvoll und furchtsam barg sie schutzsuchend ihren Kopf an der breiten Brust des jungen Bauern. Seine Lippen berührten in scheuer Behutsamkeit ihren Scheitel. Er beugte sich nieder. Stammelnd und zerrissen kamen kosende, seligkeitstrunkene Worte aus seinem wortkargen Munde. Das ewige Hohelied der Liebe. Da schlug in seliger Verwirrung Maria Elisabeth die Augen auf, und ein Erkennen war in ihnen. Sie wußten, daß sie einander gehörten, daß sie Mann und Weib waren. Das Mädchen hob sich empor, legte in keuscher, liebender Gebärde die Arme um Franzl und küßte ihn. Sie achteten nicht des Todes, der sie hart umlauerte, noch des Sturmes, der über das Gestein tobte.

Unter ihnen rollte noch dröhnendes Echo des Donners von Felswand zu Felswand, da brach in der Höhe gleißender Sonnenschein aus fahlem Gewölk und überflutete Gipfel und Grat. Die Liebenden hielten sich an den Händen. Wie von Schöpferhand in die heiligen Gotteswunder der himmelstrebenden Bergwelt gestellt, tranken sie mit gläubigem Blick die funkelnden Strahlen des Lichtes, das sieghaft Tod und Vernichtung zwang.

Staub.

Skizze von **Maximilian v. Etzdorff-Kupffer.**

Staub deckt die Straße, deckt alles Grün ringsumher. Verbraucht, unfroh sieht die Welt aus.

Staubig wie die Straße ist auch das ganze Äußere des einsamen Wanderers. Nicht nur sein Äußeres, auch die Seele des entlassenen Sträflings ist grau vom Staube des Lebens und der Vergangenheit.

„Alles nur Staub, nichts als Staub!" denkt der Wanderer, „was war, wurde zertreten, zermahlen, wurde zu Staub. Mit dem, was ist, geschieht dasselbe, und das Kommende wird dem gleichen Schicksal erliegen."

Ist es ein Wunder, daß der vom Leben zermürbte Mann so denkt? In weiter Ferne liegt eine traurige Kindheit, eine lieb- und sonnenlose Jugend. Dann kommt eine heiße Leidenschaft, ein berauschendes Glück, das er in Blut ertränkte, weil es — Lüge war. Jetzt ist das alles nur Staub, vom Leben, vom Grübeln zermahlen, formlos, so wie die graue Gegenwart und die träge heranschleichende Zukunft.

Auf der Brücke bleibt der Wanderer stehen, schaut den tanzenden, im Sonnenlicht funkelnden Stromschnellen entgegen.

„Vergänglich," murmelt er vor sich hin. „Tänzelnd und goldig flimmernd hüpft uns die Zukunft entgegen, gleißnerisch — verheißend. Wird sie Gegenwart, ist sie grau und öde, um in alle Ewigkeit grau und öde zu bleiben."

„Oder," fragt er sich nach einer Pause, „ist es vielleicht nur unser eigener Schatten, der alles so grau, so entsetzlich grau macht?"

Irgendwo, nicht weit, singt eine helle Kinderstimme ein kleines Liedchen vom Baum und Vogel. Der kleine Sänger ist nicht zu sehen.

Plötzlich bricht das Liedchen mit einem Schrei ab. Ohne Besinnen hat der Wanderer auf der Brücke Ranzen und Jacke abgeworfen. Seine spähenden Augen sehen einen rosa Fleck im glitzernden, funkelnden Wasser.

Schon ist er hineingesprungen, kämpft sich mit aller Kraft zu dem ertrinkenden Kinde durch, bekommt das rosa Kleidchen zu packen. Da wirft ihn die Strömung gegen den Brückenpfeiler. Eine breite Wunde klafft auf seiner Stirn. Mit namenloser Anstrengung erreicht er mit dem Kinde das Ufer.

Das Kind atmet nicht. Stundenlang bemüht sich der Mann um das Kind, reibt den kleinen Körper mit seinen harten Händen. Das Blut fließt aus der Stirnwunde. Er achtet nicht darauf, er denkt nur an das Kind, dessen Leben in seinen Händen liegt. Endlich hebt sich die kleine Brust, das Herzchen beginnt zu schlagen . . .

Erst viel später erwacht der Wanderer in einem sauberen Bette. Die Sonne scheint ins Zimmer, irgendwo tickt eine Uhr.

Kaum hat er die Augen geöffnet, da fühlt er, wie zwei weiche Ärmchen sich um seinen Hals schlingen, eine zarte Wange sich an die seine schmiegt.

„Bist du aufgewacht, Onkel? —", hört er ein helles Kinderstimmchen.

Da nimmt er das Köpfchen in seine Hände und hält es so, daß es die Tränen nicht sehen kann, die ihm unaufhaltsam über die Wangen rollen.

Seine einsame Seele war voll Glück, und die Tränen schwemmten allen Staub aus ihr fort.

Blücher.

Historische Skizze von **Th. Vogel.**

Im Niemeyerschen Hause zu Halle an der Saale befand sich in den Tagen vor der Entscheidung das preußische Hauptquartier. Am Vorabend der Schlacht war noch einmal große Beratung und Besprechung der Generäle. Um Gneisenau sind sie alle versammelt: der weißhaarige York, der Graf von Langeron, der Generalleutnant von Sacken, der Fürst Lichtenstein, der General Thielemann, der Österreicher Graf Giuley. Sie streiten sich, reden durcheinander, erwägen für und wider. Blücher aber sitzt in der benachbarten Stube auf dem Sofa und raucht beschaulich seine Pfeife, als wenn es Frieden wäre und er daheim auf seinem Gute säße. Endlich fällt es den Generälen auf, daß der Feldmarschall nicht unter ihnen weilt. Gneisenau erhebt sich, geht in das Nebenzimmer zu dem alten Haudegen und bittet ihn, doch zum Kriegsrat zu kommen.

„Wenn es denn sein muß, in Gottes Namen!" brummt Blücher, reckt sich schwerfällig und tritt zu seinen Korpsführern.

„Nu, Ihr Herren Schriftgelehrten, was habt Ihr Gutes ausgeheckt?" fragt er mehr gelassen als neugierig und schaut unter buschigen Augenbrauen seine Generäle durchdringend an.

Dann läßt er sich's auseinandersetzen, hört aufmerksam zu und erwidert schließlich, indem er die vorgelegten Pläne und Karten mit harter Faust zur Seite schiebt:

„Das mag wohl das Rechte sein; aber ich kann von dem allen nichts brauchen; wenn ich mit meinen Jungens auf das champ de bataille komme, werde ich schon sehen, was zu tun ist . . ."

Und zündet sich gemächlich seine unterdes ausgegangene Pfeife wieder an.

Darauf unterschreibt er zwar den ihm von Gneisenau vorgelegten Tagesbefehl, aber am nächsten Tag, den 16. Oktober 1813, früh morgens steht er mit seinen Jungens vor Möckern, wirft alle kluge Voraussicht über den Haufen und entreißt Napoleon den bei Wachau fast schon errungenen Sieg.

Bunte Chronik

* **Hügel 60 zu verkaufen.** Ein Teil des Hügels 60, eines der blutigsten Schauplätze des Weltkrieges, wird von einem englischen Offizier in der englischen Presse zum Verkauf angeboten. Der Offizier kaufte das Gelände nach Kriegsende von dem belgischen Besitzer. Es umfaßt 15 000 Quadratmeter und ist noch so erhalten, daß man sich von den Kämpfen ein deutliches Bild machen kann. Der Offizier schätzt den Wert auf 10 000 Pfund. Bisher ist noch kein Angebot, das sich dieser Schätzung nähert, eingelaufen.

*

* **Eine aufsehenerregende Verjüngungsoperation.** In einem Budapester Sanatorium ist vor einigen Tagen eine Verjüngungsoperation nach dem System Woronow durchgeführt worden. Es handelte sich um einen in Indien ansässigen Lord, Mitglied des dortigen höchsten englischen Gerichtshofes. Der Lord war zur Durchführung der Operation deshalb nach Budapest gekommen, weil er in London und Paris, wo man ihn sehr gut kennt, jedes Aufsehen vermeiden wollte. Die Operation wurde hier vom Universitätsprofessor Dr. Géza Lobmayer und von dem Sexualforscher und Woronow-Schüler Dr. Zoltan Nemes-Nagy vorgenommen. Das „Opfer" war ein Riesenpavian, der von Dr. Nemes-Nagy angekauft und im Budapester Tiergarten untergebracht worden war. Die Einschläferung des Tieres ging unter großen Schwierigkeiten vor sich. Es mußten nicht weniger als 400 Gramm Chloretyl dazu verwendet werden. Die Operation ist ausgezeichnet gelungen und der Lord konnte bereits der Budapester britischen Gesandtschaft einen Besuch abstatten. Interessant ist, daß die Operation auch verfilmt wurde.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.